

<https://www.sueddeutsche.de/muenchen/horst-bienek-tagebuecher-homosexualitaet-lux.Gj4RrFU4i4sesHinA1znZc>

Horst Bieneks Tagebücher

„Im Körperhaften betrüge ich mich selbst“

Horst Bienek führte ein Doppelleben zwischen verborgenen Sex-Treffs und vollen Lesungs-Sälen. Die erst jetzt erschienenen Tagebücher des Schriftstellers liefern schillernde Einblicke in den Literaturbetrieb - und sind ein außergewöhnliches Dokument homosexuellen Lebens bis zu den Zeiten von Aids.

Von Antje Weber

„Ich finde keine Stille in mir, keine Windstille“, schreibt Horst Bienek 1959 in sein Tagebuch, „und irgendetwas lähmt auch den Arbeitstrieb in mir. Am liebsten renne ich dann unruhig umher, in mir selbst verzweifelnd. Das Ende ist dann, ich betrinke mich und finde mich dann meist in schwulen Lokalen wieder, im Körperhaften betrüge ich mich selbst“. Am nächsten Morgen sei ihm zwar bewusst, „daß ich mich getäuscht, geblendet habe. Und doch ist es immer wieder dasselbe.“

Eines der großen Themen des Schriftstellers Horst Bienek ist damit in seinen Tagebüchern früh gesetzt: „das Ausgeliefertsein an den Eros“, wie er kurz zuvor schreibt, die „erotische Verzweigung“. Wie ausführlich und teils explizit er über seine Homosexualität schreibt („Poppers-Orgie im Ochsen Garten. Fünf Schwänze!“), ist die eigentliche Überraschung dieser Tagebücher, die als Ziegelstein mit 1700 Dünndruck-Seiten nun spät, darum nicht minder verdienstvoll in Bieneks einstigem Stamm-Verlag Hanser erschienen sind, herausgegeben von Daniel Pietrek, Gisela vom Bruch und Michael Krüger. Doch der Band ist nicht nur ein außergewöhnliches Dokument schwulen Lebens, er lässt auch ein schillerndes Bild des Literaturbetriebs und der gesellschaftspolitischen Themen der Fünfziger- bis Achtzigerjahre erkennen.

„Es gibt nur die Kunst, die Liebe und den Tod. Dazwischen gibt es nichts“ – unter diesem passenden Titel bieten diese Tagebücher staunenswerte Einblicke in das so exzessive wie zerrissene Leben eines prominenten homosexuellen Künstlers zwischen verborgenen Schwulen-„Klappen“ und vollen Lesungs-Sälen. Denn Horst Bienek (1930-1990) war nicht irgendjemand: Der Schriftsteller, dessen vielfach ausgezeichnetes Werk heute zu Unrecht wenig gelesen wird, gehörte zu den wichtigsten Intellektuellen der Bundesrepublik.

In München, wo der in Schlesien geborene Schriftsteller die zweite Hälfte seines Lebens verbrachte, spielte er im literarischen Leben sowieso eine bedeutende Rolle. Die [Bayerische Akademie der Schönen Künste](#), für die er viele Jahre als Direktor der Klasse Literatur („ein großer Name für ein kleines Amt“, schreibt er) ein weithin ausstrahlendes Programm kuratierte, erinnert heute noch mit dem aus seinem Nachlass finanzierten [Horst-Bienek-Preis](#) an ihn. Die Akademie kommt in den Tagebüchern allerdings nicht nur gut weg („Senilitäts-Verein“, „Alles mediocre“), wie auf den Seiten überhaupt so manche harschen Urteile fallen.

Die unterschiedlichsten Themen wirbeln hier durcheinander, zum Teil nahtlos ineinander übergehend: Vom Literaturbetrieb geht es zur (Ost-)Politik, von Kollegensticheleien zu Analysen von Musik, Kunstwerken und Romanen. Und alles ist durchwoben von der ständigen, zunehmend quälenden Frage: „To fuck or not to fuck that is the question.“ Denn irgendwann lauert im Exzess der Tod, kommt die Krankheit Aids auf. Sie wird nicht nur das Selbstverständnis der schwulen Szene verändern. Sie wird auch Bieneks Leben tragisch früh beenden.

Doch zurück zum Anfang, zurück zum 21-jährigen Horst Bienek, der in seinem kurzen Leben schon zu viel erlebt hat. Der 1945 in Gleiwitz den Todesmarsch der Auschwitz-Häftlinge beobachtet hat, nach Kriegsende von der Roten Armee zur Demontage von Maschinen zwangsverpflichtet worden ist, mit einem Rucksack gen Westen abgewandert und nach journalistischen und literarischen Anfängen jetzt in Ostberlin gelandet ist: in Bertolt Brechts Meisterklasse am Berliner Ensemble.

Mit der ersten Begegnung mit Brecht setzen die Tagebücher 1951 ein. „Er sieht wie ein Schlosser aus. Schiebermütze tief in das Gesicht gezogen“, schreibt Bienek. „Jedoch die Augen; sie sind ungeheuer faszinierend. In den Augen ist die ganze brecht'sche Klarheit, Logik, Schärfe und Klugheit. Ich wurde ihm vorgestellt; Brecht schien verlegener als ich“. Die Zusammenarbeit lässt sich gut an, bis zur brachialen Zäsur nur Wochen später: Unter windigen Gründen wird Bienek verhaftet und von einem Militärtribunal verurteilt, vier Jahre lang schuftet er im russischen Arbeitslager Workuta im Kohlebergbau. Dass Brecht sich nicht für ihn eingesetzt hat, ist eine prägende Enttäuschung für den Dichter.

Erst acht Jahre später setzen die Aufzeichnungen neu an, und eine der ersten Notizen gilt einem Besuch Münchens: „Es war herrlich. Ich erlebte diese Stadt wie ein einziges Fest – wie in einem Taumel.“ Auch die Nähe des angehimmelten Komponisten Hans Werner Henze trägt zu Bieneks Taumel bei. Was er mit seinen Tagebuch-Notizen beabsichtigt? „Ganz bescheiden: eine fragmentarische Aufzeichnung bestimmter Gedanken und mehr noch Gefühle.“ Dass es mehr als das sein könnte, wird sich erst später abzeichnen: in den Achtzigerjahren, die den Hauptteil ausmachen.

Horst Bienek ist da auf der Höhe seines Ruhmes angelangt. Der einflussreiche Literaturkritiker, zwischenzeitliche dtv-Lektor, Hörspielautor, Filmemacher und zunehmend bildende Künstler ist längst auch als Schriftsteller erfolgreich. Seine Erfahrungen im Gulag spiegeln sich etwa im beklemmenden Buch „Die Zelle“, die Kriegsjahre seiner Kindheit in der noch heute lesenswerten „[Gleitwitz“-Roman-Tetralogie](#). Selbstbewusst kann sich Bienek darüber beschweren, dass „Die Zelle“ vom Hanser-Verlag „lieblos, ja schlampig angekündigt“ sei. „Der Michel macht alles allein, natürlich, er kann sich nicht um alles kümmern.“

Der Michel heißt mit Nachnamen Krüger, der spätere Verleger ist damals noch Lektor und verbringt viele Tage im Keller-Gästezimmer von Bieneks Ottobrunner Doppelhaushälfte, um dessen Manuskripte zu ordnen und zu redigieren. Sein Nachwort zeugt von einer schwierigen Beziehung: „Horst Bienek konnte sehr anstrengend sein, obsessiv – und manchmal unerträglich.“ Doch auch Bewunderung schwingt mit, wenn Krüger erzählt, wie Bienek („er kannte Gott und die Welt“) in sein damals noch winziges Büro kam und über avantgardistische Formen diskutieren wollte, zuvor jedoch die Beine auf den Schreibtisch legte und ohne Scheu stundenlang mit dem Kritiker Marcel Reich-Ranicki, mit Henze oder seinen Geliebten telefonierte. „Ich gestehe, dass mich diese Ungeniertheit faszinierte. Ich war diese Offenheit nicht gewohnt.“

Das Nebeneinander scheinbar unvereinbarer Sphären prägt auch die Tagebücher. Bienek kann binnen weniger Zeilen über Einsamkeit nachdenken, Einkäufe im Großmarkt beschreiben (Wein und Sekt für 1000 DM – zeitweise trinkt er zwei Flaschen Sekt täglich), um sodann das Schicksal der polnischen Bewegung Solidarność zu umkreisen und die Neutronenbombe der Amerikaner: „Ich zittere um den Frieden.“ Überhaupt ist er politisch höchst wachsam und solidarisch. Er ist es, der Lew Kopelew und viele andere Kollegen aus dem damaligen Ostblock in der Akademie einführt: „Hier wird mit blutigen Zungen geredet, von der Barbarei, von Gefängnis und Lagerhaft, von der Unmenschlichkeit.“ Und der sich über die Gleichgültigkeit anderer Kollegen empört, die in ihren „Harlachinger Villen“ sitzen und „über die Pink Floyds“ reden.

Ja, die Kollegen. So sehr er zum Beispiel [Hans Magnus Enzensberger](#) schätzt, so wenig Alexander Kluge („Unerträglich. An dem Mann ist alles falsch“). Regelmäßig trifft er sich mit [Wolfgang Koeppen](#) und schlürft mit ihm Austern im Restaurant Bouillabaisse. Und wenn er erzählt, wie er 1960 Max Frisch und Ingeborg Bachmann in Rom in ihrer Wohnung besuchte und die beiden Kaffeebohnen knabberten, damit sie einen nicht-alkoholisierten Eindruck bei ihrer neuen Putzfrau machten, ist das nur eine von vielen köstlichen Anekdoten.

Nur selten findet dieser Getriebene innere Ruhe. „Meine Arbeit ist meine einzige Waffe gegen die Verzweiflung“, schreibt er einmal, doch oft greift er zu anderen Waffen. „Es schneit. Die Stadt ist weiß. Die Luft wie aus Glas. Alle Dinge werden plastischer, scharf konturierter. Ich klappere die Klos in den Parks ab, voll gespannter Sinnlichkeit, Sexualgier“, schreibt er dann. „Ich liebe solche Nächte, in denen die Geilheit aus allen Fußstapfen springt ... Exzesse der totalen Sex-Verlorenheit“. Die „Gier nach einem Körper – dieses taumelnde Gefühl von Freiheit, diesen Körper zu erobern“, erscheint ihm immer wieder als kurze Utopie. Solche „ekstatischen, vollkommenen Augenblicke“ sucht er, wenn er seine „Tour d'erotique“ durch die Münchner Klappen startet, die Sex-Treffs in öffentlichen Toiletten. Nach der „Großmarkt-Klappe“ geht es weiter zum Deutschen Museum oder Englischen Garten, in Saunas oder Bars.

Die Krankheit Aids verändert alles

Als Anfang der Achtziger [Aids](#) die Welt heimsucht und insbesondere in den Schwulenszenen um sich greift, spiegelt sich das auf bewegende Weise auch in Bieneks Tagebuch. Seine Gefühle schwanken zwischen Hysterie und Optimismus. Mal will er monogam werden, mal fliegt er doch nach New Orleans und hat dort nicht nur Safer Sex. 1987 wird er positiv getestet. „Das Urteil ist da. Wann wird es vollstreckt?“ Drei Jahre sind ihm noch vergönnt, er sieht Künstlerkollegen von Bruce Chatwin bis [Keith Haring](#) sterben, lässt sich zum 60. Geburtstag ein letztes Mal von Freunden wie dem Dramatiker Tankred Dorst und dem Kritiker Joachim Kaiser feiern. Wenige Monate später rafft ihn das Virus dahin.

Was bleibt? Zum einen die Frage: Wäre Bienek mit der posthumen Veröffentlichung seiner Tagebücher einverstanden gewesen? Zweifellos. „Manchmal denke ich, wer das nach mir liest und das für eine Veröffentlichung vorbereitet“, so schreibt er, „wird erschreckt sein und glauben, das/ bestimmte stellen/ kann man gar nicht publizieren. Aber ich meine, man sollte den Mut dazu haben. Es ist alles ehrlich, alles menschlich, alles wirklich – in gewissem Sinne extrem, aber ich bin kein Bürger, natürlich nicht, kein Spießler, und sollte nicht das Leben eines Künstlers extrem sein?“

Schwieriger ist die Frage des Nachruhms. 1981 dokumentierte Bienek ein Gespräch mit [Joachim Kaiser](#) darüber, wer von beiden wohl noch nach dem Tode gelesen werde. „Ich führte meine Schlesien-Bücher an, die lange interessieren werden, weil sie auch (auch!) Geschichte erzählen.“ Er täuschte sich. Doch ist heute tatsächlich nur noch das Leben Bieneks als interessant vermittelbar, wie Krüger im Nachwort andeutet? Ist es wirklich zu spät, auch seine Romane wieder aufzulegen?

Auch dazu kann man in den Tagebüchern kluge Gedanken finden. „Seitdem Huchel tot ist, wie still ist es um ihn“, schreibt der Schriftsteller etwa über den Kollegen. „Vielleicht ist das gut für sein Werk. Eine Zeit der Besinnung, der Aneignung, des Verstehens, der Distanz ist viell. vonnöten. Dann wird er wieder gegenwärtig, aktuell sein.“ Horst Bienek ist bewusst: „Auch das Außerordentliche geht so schnell vorbei, wie das Banale.“ Und er beschwört sich selbst: „Man muß Zeit haben, Geduld, Gelassenheit, Hoffnung.“

Horst Bienek: „Es gibt nur die Kunst, die Liebe und den Tod. Dazwischen gibt es nichts.“ Die Tagebücher 1951-1990. Herausgegeben von Daniel Pietrek, Gisela vom Bruch und Michael Krüger. Hanser Verlag, 1711 Seiten, 58 Euro. – Buchvorstellung in der Bayerischen Akademie der Künste in München: Montag, 27. Januar, 19 Uhr, www.badsk.de